Die Schwarzamsel

Elisabeth Zentz

Dezember 2014

# Die Schwarzamsel

„Wenn ich der Bürgermeister von Tiefenbronn wär’ ..." lallte der alte Rebpeter weinselig über sein frischgefülltes Glas und stierte den Kronenwirt an, der ihm eben eingeschenkt hatte.

„Was tätst du dann, Peter?" fragte dieser lachend und stützte seine beiden Ellenbogen auf den Biertisch.

„Ich tät’ es einfach verbieten ..." erwiderte Peter und schlug die zitternde Faust auf den Tisch.

„Was tätst du verbieten?"

„Diese Muckerversammlungen, die die ganze Gegend unsicher machen und der Jugend die Köpfe verdrehen."

Jetzt lachte der Wirt laut auf. „Das liegt dir auf dem Magen, Peter! — Nein, das ist nicht der Mühe wert! Laß du doch die Tiefenbronner machen! Du weißt, der Pfarrer dort ist auch so ein bißchen ...“ — er tippte mit dem rechten Zeigefinger an die Stirn. „Das braucht uns hier in Aadorf nicht anzufechten.”

„Das wird dich schon noch anfechten, Kronenwirt! Wart du nur, wenn die Jugend nicht mehr zum Tanz kommt! Die machen nämlich die Jugend ,letz’, reden ihnen ein, sie müßten sich bekehren und dürften nicht mehr den Fuß in die Wirtschaft setzen."

„Jetzt sieht man doch, Peter, daß ich dich heut schon ein bißchen zu gut bedient habe, sonst würdest du nicht solchen Unsinn verzapfen. Meinetwegen können hundert Pfarrer und nochmal soviel Evangelisten jeden Sonntag und auch noch jeden Tag in der Woche die schönsten Predigten halten — die schnappen mir nicht einen Kunden weg. — Schau, wenn das einer fertigbrächte, müßte das nicht erst mal unser Pfarrer sein? Denn — alles, was recht ist — hast du je einen gehört, der schöner predigt als er?"

„Man sagt’s. Ich muß sagen, ich hör’ ihn nicht oft, so dann und wann an einer Leich’, und da — man muß es ihm lassen — er versteht sein Geschäft."

„Ich bin ja auch nicht gerade sein regelmäßiger Kunde“, lachte der Wirt, „Frau und Tochter schon eher, und das gibt dem Geschäft den soliden Hintergrund. Und darum sag’ ich auch nichts dagegen. Solang meine Frau die Kundschaft am Sonntagmittag extra gut bekocht und die Schwarzamsel am Sonntagabend die Jungen ordentlich einzieht und gut unterhält, macht mir kein Kollege, geschweige denn ein Pfarrer, Konkurrenz — ich ihm übrigens auch nicht. Ich sag’ den Jungen: Am Sonntagmorgen die Predigt hören, am Sonntagabend ein Tänzchen in Ehren, das soll euch kein Engel, kein Teufel wehren.”

„Hast halt immer gute Sprüchlein auf Lager, Kronenwirt. — Aber ich sag dir, nimm deine Schwarzamsel in acht, nicht daß sie dir auch noch nach Tiefenbronn fliegt! Gestern soll eine ganze Gruppe Aadorfer Mädchen dort gewesen sein."

„Peter, Peter, was redest du für ein Zeug! Seit ich meiner Schwarzamsel das schöne neue Klavier in den Tanzsaal gestellt hab’ und sie jede Woche in die Stadt fährt, um die flottesten Tänze und neuesten Schlager zu lernen, seither blüht erst mein Geschäft! Und ich könnt’ mir manchmal ins Fäustchen lachen, wenn ich seh’, was unser Pfarrer für Anstrengungen macht, um mir die Jugend abzuspannen! Er bemüht sich viel mehr als ich selbst. — Und wenn am Sonntagabend sein Verein aus ist, und die Jugend geht draußen vorbei — und meine Schwarzamsel spielt oder singt, dann stürmen sie schon herein. Und ich brauch’ dann nur zu sagen: Gelt, der Pfarrer hat wieder einmal ’s Einschenken vergessen! oder: Gelt, ihr habt wieder einmal zu lang stillsitzen müssen! — und schon klingen die Gläser, und alles dreht sich im Kreis. Und allzufrüh krieg’ ich sie nicht aus dem Haus. Dann denk’ ich oft: Pfarrer, Pfarrer, wenn du wüßtest ... ! Aber was er nicht weiß, macht ihm nicht heiß. — Schwarzamsel!" rief er dann mit lauter Stimme.

Da erschien unter der Tür des Nebenzimmers die hübsche Gestalt eines 18jährigen Mädchens. Dunkle, blitzende Augen lachten aus einem rosigen Gesicht. Ein schwarzer, nach neuester Mode hochaufgetürmter Lockenbusch, von einem feuerroten Band zusammengehalten, umwehte das hochgetragene Köpfchen.

„Was gibt’s, Vater?" Flink kam sie herbeigesprungen. Sie ließ sich neben dem Vater auf der Holzbank nieder.

„Schwarzamsel! Der Peter hat Angst, du könntest Lust kriegen, einmal nach Tiefenbronn in die Versammlungen zu fliegen, um ein paar fromme Körnlein aufzupicken."

„Wer weiß?“ lachte das Mädchen, „Lust hätte ich schon, mal zu sehen, was eigentlich in Tiefenbronn los ist. Man hört ja allerhand tolles Zeug, gelt, Peter?”

„Es soll dort zugehen wie im Himmel", spottete Peter.

„Eine ganze Gesellschaft Prediger, Evangelisten nennt man sie, soll es sein. Und allerhand Instrumente sollen sie haben: Ziehharmonikas, Mandolinen, Trompeten, Flöten! Und auf der Straße sollen sie singen und in der Kirche zupfgeigen und vom Kirchturm blasen.“ Die feurigen Augen der Sprecherin blitzten im Übermut. „Ein paarmal am Tag soll Kirche sein.”

„Jetzt mitten in der Ernte?" geiferte Peter dazwischen.

„Ja, viel Jugend soll da sein von überall her; im Pfarrhaus sollen sie essen und im Dorf schlafen und soll ein großer Lebtag sein. Und gestern hörte ich Nachbars Sämele sagen: ,Alle Tage bekehren sich welche!’ — Ja, wie das zugeht, möcht’ ich schon mal mit meinen eigenen Augen ansehen."

„Dann fährst du eben hin und guckst dir’s an. Dann hört man wenigstens mal die Wahrheit.“ Vor Vergnügen schlug der Kronenwirt mit seiner Faust auf den Tisch, daß die Gläser klirrten. „Schade, schade, daß ich gerade heute auf die Weinreise muß ins Oberland, sonst, alter Knabe, täten wir mit meinem neuen Wagen miteinander hinüberfahren. Das wäre ein Stückchen! Was meinst, was tät deine Karline sagen, wenn der Peter als bekehrter Sünder heimkäm und kein Schnäpschen mehr vertragen könnt!”– Einige Stunden später stand das Wirtstöchterlein Eveline im Nachbarhof und rief zum geschlossenen Fenster hinauf: „Gretel, Gretel!"

Da öffnete sich das untere Fensterlein. Ein freundliches, rundes Gesicht, von blonden Zöpfen umrahmt, sah heraus: „Was gibt’s, Linel?"

„Gehst heute wieder nach Tiefenbronn?"

„Ja, warum?"

Da huscht eine flammende Röte über Evelines Stirn: „Nimmst mich auch mit?"

„Warum nicht!" Gretels Augen können das fragende Staunen nicht verbergen.

„Um wieviel Uhr geht ihr?"

„20 vor 5 Uhr. Dann langt’s gut an den Zug."

„Rufst mir?"

„Warum nicht, Linel? Gern."

Leichtfüßig sprang Eveline davon. Das Fensterchen fliegt zu. Gretel wendet sich um zur Mutter, die am anderen Fenster sitzt: „Hast gehört, Mutter? Walters Eveline! Was die wohl treibt? Sicher die Neugierde!"

„Wohl“, sagt die Mutter und nickt der Tochter zu. „Aber Gottes Geist kann jeden erfassen. Wir wollen uns freuen, daß sie mitkommt und sehr für sie beten.”

Am Abend wurde es Gretel recht zweifelhaft, ob sie sich über Eve-lines Mitkommen freuen sollte oder nicht, denn Eveline brachte einen bösen Geist unter ihre ganze Gruppe. Sonst hatte man auf der kurzen Bahnfahrt zwischen Aadorf und Tiefenbronn wohl das eine oder das andere der Evangeliumslieder gesungen. Heute war nichts zu machen. Eveline trällerte ihre leichtsinnigen Tanzweisen. Dann gab es ein Gekicher, ein Gelächter; es war rein nichts Vernünftiges anzufangen. Und das ging so weiter bis nach Tiefenbronn. Kreischend, einander stoßend und drängend stürzten sich die acht Aadorfer Mädchen durch das weitgeöffnete Tor. Dort fielen sie indes nicht auf, denn auch im Tiefenbronner Pfarrhof herrschte fröhliches Leben unter den größeren und kleineren Gruppen von Jugendlichen. Man war eben vom Abendbrot aufgestanden. Flinke Hände nahmen die letzten Teller von den in langen Reihen aufgestellten Tischen. An einem kleinen Tisch abseits unter den Bäumen war man bereits am Abwaschen. Flink glitt das Geschirr durch die vielen Hände. Dabei erklang ein Lied nach dem anderen. Aus dem Saal im Hintergrund des Hofes drangen die Klänge eines Harmoniums. Eine Bubengruppe umstand einen Flötenbläser. Das musikalische Ohr unserer Schwarzamsel lauschte unwillkürlich nach allen Seiten. Jetzt hatte man die Aadorfer erkannt.

„Gretel, Gretel!“ erscholl es von verschiedenen Seiten. Dann gab es ein Grüßen und Händeschütteln, als hätte man sich nach langer Trennung wiedergesehen! „Hast wieder eine nette Anzahl Aadorfer mitgebracht! Schade, daß du heute nicht da warst, o, es war so fein! Kannst du nicht heute hier übernachten?”

„Nein“, erwiderte Gretel, „wir sind so viel!”

„O, das tut nichts! — Hier gibt’s noch Betten, die Leute sind so lieb! — Und wenn’s nicht reicht, schlafen wir auf Stroh!“ So schwirrte es durcheinander. Schon hatte Gretel ein nicht mehr ganz trockenes Küchentuch erfaßt. Einige der Aadorfer Mädchen folgten ihrem Beispiel und reihten sich dem Aufwaschdienst ein. „Wir müssen uns beeilen, gleich geht’s ins Dorf zum Singen!” Ein neues Lied wurde angestimmt.

Das unruhige Köpfchen der Schwarzamsel wandte sich nach allen Seiten. Die lebhaften Augen fanden keinen Ruhepunkt. Es gab zu viel Neues aufzunehmen. Immer wieder strömte neue Jugend zum Tor herein. Die Reihe der Fahrräder staute sich vor der Waschküche.

Jetzt traten einige junge Leute mit Mandolinen aus dem Haus. Eine Mandoline war längst Evelines Traum. Der Vater hatte sie ihr zu Weihnachten versprochen.

Der Größte blieb auf der obersten Treppenstufe stehen und rief mit lauter Stimme: „Abmarsch zum Dorfsingen!“ Dann schritt er mit den Freunden in den Hof. Im Nu war er von der Jugendschar umringt. „Wir gehen also heut ins Oberdorf und singen wieder an drei Stellen. Ich denke, es geht heute schon besser als gestern. Welche Lieder sind bekannt?”

„Es schaut bei Nacht und Tage ... — Ich lebte einst in Satans Macht ... — Laßt die Herzen immer fröhlich ..." so kam es von verschiedenen Seiten.

„Gut, gut! Ihr müßt beim Marschieren achtgeben, daß ihr nicht aus dem Takt kommt! — Und nun wollen wir beten!“ In die lautlose Stille tönte es hinein: „O Herr Jesus, wir möchten mit Dir und für Dich diesen Dienst tun. Gehe Du uns voran! Berühre die Herzen durch die Lieder, die wir singen werden- um Deines großen, herrlichen Namens willen. Amen.”

Nun ordnete sich die wohl hundert Köpfe zählende Gruppe in Viererreihen. Voran zogen die Mandolinenspieler. In frischem Marschtempo ging’s die holperige Pfarrgasse hinunter. In einer der vordersten Reihen marschierte Eveline. Sie wandte weder Auge noch Ohr von den Spielern. Jede Melodie erfaßte sie sofort. An der dritten Haltestelle sang sie schon ein wenig mit. Dabei beobachtete sie natürlich die Dorfstraße, sah, wie die Leute an Tür und Fenster standen, hörte zustimmende und abfällige Bemerkungen, und es stieg in ihr die Frage auf: „Wo bin ich eigentlich hingeraten? Bin ich’s, oder bin ich’s nicht, die Kronenwirtstochter aus Aadorf? Ist dies nun schön oder verrückt?" — Jedenfalls war alles ganz anders, als sie es sich vorgestellt hatte.

Eine halbe Stunde später saß die Schwarzamsel mit unruhig klopfendem Herzen in der zweiten Bank des spärlich erleuchteten Dorfkirchleins. Und die Empfindung, daß eine neue Welt sich vor ihr auftat, wollte sie immer wieder erfassen. So neu war das, was da geschah! Zuerst trat der junge Mann vor, der den Gesang im Dorf geleitet hatte.

„Wir wollen zur Ehre des Herrn Jesus noch einige neue Chöre lernen." Deutlich sprach er die Worte vor und begleitete dann den Gesang mit seinem Instrument, das er frei und leicht mit beiden Händen spielte. Und es war wirklich so: Eveline sang allen voraus!

Nun trat ein alter, weißhaariger Pfarrer an den Altar und sprach ein Gebet, das so innig aus einem so bewegten Herzen kam, daß man aufpassen mußte.

Jetzt stand ein junger Mann auf der Stufe rechts vom Altar. In packenden Worten fing er an, aus seinem Leben zu erzählen. Er sprach von seinen Sünden, wie sie ihn gequält hatten und dann, wie er Frieden fand durch das Wort vom Kreuz.

„Verrückt, verrückt!“ dachte Eveline. „Wer redet von seinen eigenen, persönlichen Sünden in der Kirche? Was mochte der nur verbrochen haben? Er sah so freudig aus!”

Alsdann trat ein Mandolinenquartett zusammen, stimmte die Instrumente, und dann klang es durch den hohen Kirchenraum: „Erlöst bin ich, darf es wohl rühmen ...“ Kein Wort, kein Ton ging an Eveline vorüber. Als das Lied verklungen war, wischte sie sich verstohlen über die Augen und schüttelte ärgerlich den schwarzen Lockenwald. „Blödsinn!” dachte sie. „Erlöst ist der Mensch doch erst, wenn er stirbt.“ Sie hatte jedoch nicht Zeit, diesen Gedanken nachzuhängen, denn schon las der Redner auf der Kanzel die Geschichte vom barmherzigen Samariter. Nun, die war bekannt, da brauchte sie ja nicht so scharf aufzupassen. Aber nun fing der Redner an zu erklären. Er begann mit dem ersten Satz: „Es ging ein Mensch von Jerusalem hinab nach Jericho und fiel unter die Mörder.” Und da blieb er hängen und kam nicht davon los. Mit beredten Worten schilderte er den Weg von Jerusalem nach Jericho. Das war für ihn der Weg ins Verderben, der immer tiefer hineinführt in Sünde und Schande. Ach, dieser Weg war Eveline nicht fremd. Da und dort durchzuckte sie der peinliche Gedanke: „Meint er denn mich? Kennt er mich denn?"

Nun beschrieb der Redner d i e Mörder — den Mörder. Immer unbehaglicher, ja grauenhafter wurde die Schilderung. Endlich sprach er von dem umgekehrten Weg: „Von Jericho nach Jerusalem.“ Damit bezeichnete er den Weg zur Seligkeit. Nun stellte er die Behauptung auf, jeder Mensch gehe entweder auf dem einen oder auf dem anderen Weg. Einen Mittelweg gäbe es nicht. Und nun wurde er ganz persönlich: „Auf welchem Weg bist du, lieber Freund?” Eveline zuckte unwillkürlich zusammen, als er diese Worte so laut und eindringlich in die atemlos lauschende Jugend hineinrief. Mit seiner ganzen Beredsamkeit forderte er nun seine Zuhörer auf, doch heute den Weg von Jericho zu verlassen und den Weg nach Jerusalem zu betreten: „Willst du es nicht heute, nicht in dieser Stunde wagen, den entscheidenden Schritt zu tun? Du wirst es nie bereuen!"

Dem Mädchen wurde es bald heiß und bald kalt. Wenn er doch endlich amen sagen wollte! Wenn sie doch endlich aus dieser Kirche wieder draußen wäre! Keine zehn Gäule sollten sie wieder dahin zurückbringen! Das war doch wirklich zum Davonlaufen!

Endlich, endlich kam der ersehnte Schluß. Das letzte Mandolinenquartett, das auch von dem Weg zur Herrlichkeit handelte, rauschte ungehört an ihrem Ohr vorüber.

Wie atmete Eveline auf, als endlich der frische Nachtwind ihre heißen Wangen kühlte! Dann ging’s im Laufschritt zur Bahn. Zum großen Glück! Da konnte man all das Bedrückende wieder abschütteln.

Im Eisenbahnabteil fing das Gekicher von neuem an. Die Schwarzamsel pfiff erst eine der gehörten Melodien vor sich hin. Dann fing sie an, in abfälligen Bemerkungen das Gehörte zu bewitzeln. „Nicht, daß ihr auf den Weg nach Jericho geratet!“ warnte sie die Freundinnen, als sie den Zug verließen. „Gebt acht, daß ihr nicht unter die Mörder fallt!”

Der armen Gretel standen die Tränen in den Augen. „Eveline!“ flehte sie. Aber die wurde nur widerspenstiger. „Wenn sie doch nur morgen daheim bleibt!” seufzte Gretel innerlich.

Vor den elterlichen Gehöften trennte man sich. „Morgen abend fahren wir nicht nach Hause zurück“, sagte Gretel den Mädchen, „wir haben ein Quartier gefunden und dürfen, denk ich, bis Sonntag ganz bleiben.”

„Ich werde morgen nicht Zeit haben“, entgegnete Eveline, „wir...” Sie wollte sagen: „Wir sind noch nicht fertig mit der Ernte.“ Da fiel ihr ein, daß es eine Lüge war. Sie waren ja tatsächlich fertig. „Gute Nacht!” rief sie und sprang durch das Hoftor.

Im Haus war alles still. Der Vater war ja verreist, die Mutter aber war froh gewesen, einmal beizeiten ins Bett gehen zu dürfen, und hatte um 10 Uhr die Wirtschaft geschlossen.

Eveline schlüpfte sofort ins Bett. Aber einschlafen konnte sie lange nicht. Immer noch war sie in der Tiefenbronner Kirche, und dies und jenes Wort und vor allem die Lieder und Chöre ließen sich gar nicht abschütteln, mochte man sich auch von einem Ohr auf das andere legen. Endlich gingen die Bilder und Melodien doch in den Schlaf über. Plötzlich wanderte Eveline auf abgleitender Bahn. Sie glitt immer tiefer. Ein schauerlicher Abgrund tat sich vor ihr auf. Jetzt mußte sie in der Tiefe versinken. Mit einem wilden Aufschrei erwachte sie. Sie knipste das Licht an. Unendlich blöde lächelte der Filmstar, dessen Künstlerfoto sie vor kurzem über ihrem Bett befestigt hatte, mit blinkender Zahnreihe auf sie nieder. Sie knipste wieder aus und starrte ins Dunkel. Unsinn war das alles. Es gibt gar nicht zwei Wege! Hundert Wege gibt es auf dieser Welt. Und im Abgrund braucht man nicht zu landen, aber jedenfalls in der Tiefenbronner Kirche auch nicht mehr. —

Am anderen Morgen fehlte Eveline der Vater sehr. Mit ihm hätte sie die Eindrücke von gestern besprechen, belachen, bewitzeln und endlich loswerden können. Mit der Mutter ging das nicht. Die war eine zu ernsthaft angelegte Natur. Sie liebte es nicht, wenn über religiöse Dinge gespottet wurde. Daran hatte sie sich auch als Wirtsfrau nicht gewöhnen können. Sie hatte ihr Töchterlein heute morgen nur verstohlen von der Seite beobachtet. Dabei hatte sie festgestellt, daß Eveline gar nicht so frisch aussah wie sonst und jedenfalls mit den Gedanken nicht bei der Arbeit war: Die Milch hatte sie über den blanken Herd laufen lassen, einem Gast hatte sie Wein statt Bier vorgesetzt und obendrein das Geld falsch herausgegeben. Aber irgend etwas fragen mochte die Mutter nicht. Darum ließ sie die Tochter absichtlich mehr allein. Keimte vielleicht im Herzen der abgearbeiteten, meist recht gedrückten Frau ein schwacher Hoffnungsschimmer? Sie war in letzter Zeit manchmal um die Tochter etwas in Sorge gewesen. Selbstverständlich, eine Wirtstochter konnte keine Klosterschwester sein! Das war ja klar. Aber trieb sie es in letzter Zeit nicht doch zu bunt? Die häufigen Reisen in die Stadt — und dann diese Lieder! Ein wenig mehr Lebensernst wäre ihr doch zu wünschen! — Und nun hatte die Mutter auf diese Tiefenbronner Versammlungen ihre stille Hoffnung gesetzt. „Bekehren" sollte sie sich nicht, nein, das würde in den Betrieb ja nicht passen, das wäre übertrieben. Aber so ein klein wenig mehr Ernst, das würde Eveline wirklich guttun. Ob sie wohl heute abend wieder hingehen wird? Fragen mochte sie nicht. Es würde sich ja zeigen.

Eveline war fest überzeugt, daß keine zehn Gäule ...; aber eine unerklärliche Unruhe kam über sie an diesem Nachmittag! Immer wieder stützte sie sich auf den Rechen, auf die Hacke, mit denen sie die Gartenwege säuberte, und starrte vor sich hin. Dann blickte sie wieder über den Zaun die Dorfstraße entlang und nach Gretels Fenster hinüber. Die war nicht zu sehen. Ob sie sich bald reisefertig machte? — Um 4 Uhr etwa kamen einige der gestrigen Mädchen, heute mit Köfferchen bepackt, die Straße herunter. Eveline duckte sich. Niemand brauchte sie zu sehen. — Nun waren noch zehn Minuten bis zum Abmarsch.

Jetzt konnte Eveline dem Zug des Geistes nicht mehr widerstehen. Plötzlich stand sie hinter der Mutter, die auf der anderen Seite des Gartens Erdbeerbeete zurechtmachte.

„Mutter“, sagte sie stockend, „Mutter, hast du etwas dagegen, wenn ich heute nochmals nach Tiefenbronn gehe?”

„Von mir aus“, antwortete die Mutter, „von mir aus . . .” „Die anderen bleiben aber über Nacht bis am Sonntag!“ „Von mir aus”, wiederholte die Mutter und wußte vor Staunen nichts weiter zu erwidern.

Aber schon war Eveline im Haus verschwunden. Im Nu waren die Alltagskleider abgestreift, die Schuhe gewechselt. Aus der Kommodeschublade nahm sie den feinsten Schlafanzug heraus, der wurde im eleganten Köfferchen verstaut, das stets die nötigen Toilettenartikel für die Reise enthielt. Und zur festgesetzten Stunde wanderte mit der Aadorfer Gruppe auch Eveline Walter wieder zur Bahn. Die Mutter stand am Tor und sah ihr nach und wußte nicht, was sie denken sollte. — Und hinter ihrem Fenster stand die Nachbarin und faltete die Hände.

Ein klarblauer Augusthimmel lachte über dem Tiefenbronner Bibellager. Es war, als strahlte die Sonne wieder aus all den fröhlichen Augen der an diesem Morgen im Pfarrhof versammelten Jugend. An einem der langen Frühstückstische saß auch die Schwarzamsel. Mechanisch biß sie in das kräftige Butterbrot und hörte kaum das fröhliche Gezwitscher, das sie umgab. Sie hatte so viel zu denken: Zuerst an den gestrigen Abend. Da hatte sich das Programm genau wie am Vorabend abgewickelt. Nur, daß sie mit noch mehr Eifer als am vorigen Tag das Dorf-sirigen mitgemacht hatte. Fast gegen ihren eigenen Willen. Und als dann in der Kirche die Zeugnisse und Mandolinenquartette kamen — da ließ ihr inneres Widerstreben sie langsam im Stich. — Es war dann in der Predigt von den ersten Jüngern die Rede gewesen, die in einer ihnen unvergeßlichen Stunde ihres Lebens Jesus gefunden hatten. Mit strahlenden Augen hatte der Redner bezeugt, wie auch in seinem Leben diese herrliche Erfahrung stehe. Dann hatte er mit wirklich ergreifenden Worten alle, die davon noch nichts wußten, eingeladen, doch auch Jesus zu suchen und nicht zu ruhen, bis auch sie sagen konnten: „Es war um die zehnte Stunde."

Vor der Kirche hatten dann zwei freundliche Schwestern aus dem Dorf auf sie gewartet, um sie zum Schlafen mit heimzunehmen. Wie herzlich war die Aufnahme gewesen, die sie in diesem Haus gefunden hatte! Trotz vorgerückter Stunde war ihr noch Kaffee und Kuchen angeboten worden. Dann hatten die Schwestern Linel und Lenel ihr eines ihrer Betten zum Schlafen angeboten. Im anderen schliefen sie beide.

„Wir lesen noch unseren Abschnitt“, hatte die eine gesagt, als sie lagen, „wenn es dich nicht stört.” Dann hatte sie laut einige Verse aus dem Johannesevangelium vorgelesen. Die andere hatte die Erklärung aus einem kleinen Heft zugefügt.

Als dann das Licht ausgeknipst war, war etwas geschehen, was sie noch mehr beeindruckt hatte als alles, was sie an diesem Abend gehört hatte. Die beiden hatten nacheinander gebetet, so gebetet, als sei Jesus selbst mit im Zimmer, als könnte man Ihm ganz einfach alles sagen, was einen bewegte: Dank, daß man Ihm angehörte, Dank für den herrlichen Abend und dann all die Bitten, die sie auf dem Herzen hatten für sich selbst, für einige andere Leute, besonders für alle im Bibellager.

Atemlos hatte Eveline zugehört. War wirklich Jesus selbst ganz nah? — Und nach dem Amen, nach einer kleinen Pause, war plötzlich die Frage durch die Stille an ihr Ohr gedrungen — sie hatte nicht feststellen können, welche der Schwestern sie ausgesprochen hatte —: „Eveline, hast du auch schon Jesus gefunden?"

Diese Frage hatte sie so in ihr tiefstes Herz getroffen, so ganz aus dem Gleichgewicht gerissen, daß sie erst nach Minuten daran dachte, daß sie eine Antwort schuldig war. Und sie hatte gesagt — und es war gewesen, als ob aus ihr eine Eveline spräche, die sie selbst gar nicht kannte —: „Ich habe nie gedacht, daß man Jesus auf dieser Erde finden könnte." — Und dann hatten die beiden Schwestern ihr erzählt, wie sie Jesus gefunden hatten — und sie war erst lange nach Mitternacht eingeschlafen.

Und nun saß sie etwas blaß und müde an diesem herrlichen Morgen an diesem vergnüglichen Frühstückstisch. Hatte sie je einen schöneren erlebt? — Sie empfand, daß die Menschen, die um sie her lachten und erzählten, glücklich waren. Hatte sie je so strahlende Gesichter gesehen? — O ja, lustige Menschen war sie ja gewohnt! Für einen Augenblick stieg die Erinnerung eines Gartenballes vor ihr auf, wie sie ihn vor vierzehn Tagen daheim erlebt hatte. Was war es nur, was diese Fröhlichkeit hier von jener unterschied, die doch durch Tanzmusik noch erhöht war? — Plötzlich durchzuckte es sie: der Geist — der Geist! Dies hier war ein anderer Geist. Das war’s.

Und nun stürmte eine Frage auf sie ein, eine Frage, die ihr fast die Kaffeetasse aus der Hand nahm: „Was war nun echt an dem allem? War die Freude, die sie hier umgab, echt? War das, was die Leute erzählten, sagten, predigten, echt? War es echt, was die beiden Schwestern gestern abend gebetet hatten?"

Ach, Eveline hatte von jeher eine besondere Vorliebe für Theater und Film gehabt. Sie hatte das alles in der letzten Zeit in vollen Zügen genossen. Filmstars und Theatergrößen waren ihr dem Namen nach bekannt. Wenn — wenn — wenn sie nicht Eveline Walter, die Schwarzamsel von Aadorf, gewesen wäre, wer weiß, ob sie nicht. . . Aber darum wußte sie auch so genau, daß man Theater spielen konnte, ja mußte, als ob es Wirklichkeit wäre — so, daß die Menschen, die einem zuhörten und zuschauten, mitweinen und mitlachen mußten, sie mochten wollen oder nicht — obwohl sie ja wußten, daß alles nur Schauspiel war.

Waren die Menschen, die sie hier umgaben, solche geschickten Schauspieler? Vielleicht sogar unbewußt? So, daß sie selbst glaubten, was sie spielten? Oder war das wirkliche Wirklichkeit? — Gab es denn zwei Welten auf dieser Welt? Und war sie, Eveline, plötzlich auf einem anderen Stern gelandet?

„Die Schwarzamsel träumt“, sagte eine Stimme neben ihr, „und hat ihre Tasse nicht ausgetrunken. Hörst du nicht, daß Schluß ist?” Schon wurde kräftig der vierstimmige Dankkanon angestimmt. Dann gab’s ein fröhliches Aufspringen. Diesmal war der Tisch von Eveline zum Kartoffelschälen beordert. Zwei riesige Eimer mußten geleert sein.

„Was gibt’s nachher?" fragte Eveline ihre Nachbarin.

„Um 10 Uhr ist Bibelklasse. Das Buch Ruth kommt dran."

Das Buch Ruth! War das nicht die Geschichte von der Ährenleserin, die mit ihrer Schwiegermutter in ein fremdes Land gezogen war? Etwas, was im Leben sonst gewiß nicht vorkommt. Nun, es mochte interessant sein — und jedenfalls jetzt unmittelbar nach der Ernte gar nicht ungeschickt — einmal etwas über die Geschichte zu hören.

„Was ist denn eine Bibelklasse?"

„O, das ist ein wenig wie Schule. Es werden Fragen gestellt, und man kann antworten. Man nimmt auch ein Heft mit, in das man sich Notizen macht. Hast du keins?"

„Nein“, entgegnete Eveline, „und auch keinen Bleistift und nicht mal eine Bibel.”

„O ich geb dir gern ein paar Blätter aus meinem Heft und einen Bleistift. Eine Bibel kann man wohl im Pfarrhaus haben."

Damit warf Frida — so hieß das freundliche Mädchen — die letzte Kartoffel in den bereitstehenden Eimer und zog Eveline mit ins Haus.

Einige Minuten später machte man sich auf zur Kirche. Arm in Arm zogen die beiden Mädchen den anderen nach, im Schatten der mächtigen Linden, die die Kirche umsäumten.

In der Kirche war es erquickend kühl. Eveline strebte nach ihrem schon vertrauten Platz in der zweiten Bank.

Die Stunde begann wie am vorigen Abend mit einigen frohen Liedern und einem herzlichen Gebet. Der Redner wiederholte in kurzer Zusammenfassung den Hauptinhalt der gestrigen Stunde. Dann fuhr er fort: „Heute wenden wir uns Ruth zu, der jungen Moabitin. Ihre Lebensgeschichte ist uns ja bekannt. Nun aber soll sie zu uns reden als Gleichnis gleichsam für den Menschen, der im Lande Moab, im Lande des Fluches, wohnt und auszieht in das Land des Segens: Kanaan."

Nun erklärte er, was es bedeute, im Land des Fluches zu leben. Gespannt folgte Eveline seinen Ausführungen. Und indem er sprach, geschah etwas Seltsames. Es war ihr plötzlich, als entrolle sich ihr ganzes Leben rückwärts vor ihrem inneren Auge. Und darüber stand mit Flammenschrift geschrieben: „Im Land des Fluches."

Mit entsetzlicher Klarheit drängte sich die neue, furchtbare Erkenntnis ihr auf — da gab es gar nichts zu widersprechen — sie lebte tatsächlich und wirklich „im Land des Fluches“. Unter dem Fluch stand ihr Leben von Kindheit an. Darum war sie so, wie sie war. Hier brauchte sie nicht zu fragen: war das echt oder nicht? Das war einfach so. Nun wußte sie: es gab tatsächlich zwei Welten, eine Welt des Fluches, Moab, und eine Welt des Segens, Kanaan. Und sie lebte in Moab. — So entsetzlich, so furchtbar war diese Tatsache! Es wurde ihr dunkel vor den Augen. Sie konnte der Stunde nicht mehr folgen. Nur der Satz traf gegen Schluß ihr Ohr: „Ruth hatte erkannt, daß sie im Land des Fluches wohnte. Sie hatte erkannt, daß ihre Schwiegermutter ins Land des Segens zog. Darum setzte sie alles daran, ihr zu folgen. Wohl uns, wenn auch wir alle den Schritt tun aus dem Land des Fluches in das Land des Segens!”

Da schrie ihre so tief erschrockene Seele auf: „Das ist das Allerschlimmste, daß ich das nicht kann. Alle anderen können es. Sie können ihr Leben ändern und können doch ihrer gewohnten Beschäftigung nachgehen. Ich kann es nicht. Was würde sonst aus meiner Zukunft, aus meinem Elternhaus werden? Ich bin an diesen Ort des Fluches festgebunden — für immer!"

„Eveline, ist dir nicht gut?" fragte teilnehmend Frida, als die Stunde aus war.

„Ich habe Kopfweh."

„Komm, du mußt dich ein wenig hinlegen. Ich kenne eine der Pfarrhausnichten, die im Haus einquartiert sind. Auf ihrem Bett darfst du dich sicher ausruhen."

Wenige Minuten später lag Eveline lang ausgestreckt in einem hohen Zimmer auf einem der fünf nebeneinander aufgestellten Feldbetten. Fürsorgliche Hände hatten ihr Tabletten aufgezwungen. Dann hatte man sie allein gelassen. — Und nun lag sie da, hingeschmettert wie ein junger Baum, den ein Blitzstrahl gefällt hatte. Sie schloß die Augen. Es half nichts. Funken tanzten und sprühten vor ihr auf. Und sie fügten sich immer wieder zu der schrecklichen Schrift: „Im Land des Fluches."

Als die Glocke zum Mittagstisch rief, raffte sie sich auf. Es durfte niemand etwas merken. Sollte sie nicht heute abend abreisen? — Aber, nein, sie mußte noch hören, was morgen vom Land des Segens gesagt würde. Und wenn dieses Land hundertmal für sie ein verschlossenes Paradies war, hören mußte sie es.

Nach dem Essen wurde sie von allen Seiten mit teilnehmenden Fragen bestürmt. Da ging der Mann vorüber, der heute die Bibelklasse gehalten hatte. „Ist Ihnen nicht wohl?“ fragte er und sah sie forschend an. Einen Augenblick zögerte sie. Dann sagte sie: „Darf ich mit Ihnen sprechen?”

„Gern.“ Freundlich geleitete er sie in sein Zimmer und bot ihr einen Stuhl an. „Wo fehlt es Ihnen? — Sprechen Sie, liebes Kind!”

Die Aufforderung ermutigte sie. Sie holte tief Atem. „Ich habe erkannt, daß ich im Land des Fluches lebe. Das ist so schrecklich! Aber das ist das Schrecklichste: Ich kann nicht heraus!"

„Es ist eine große Gnade“, sprach der gütige Lehrer, „daß Gott Ihnen die Augen geöffnet hat. Wissen Sie das? — Aber wie können Sie sagen: Ich kann nicht heraus! Jeder Mensch kann das. Er muß nur wollen und glauben!”

„Ich bin eine Wirtstochter. Und ich kann aus der Wirtschaft nicht heraus. Das ist es!"

Da sah der Knecht Gottes sie mit tiefem Verständnis an. „Das ist allerdings schwer, sehr schwer! Und doch gibt es auch für Sie einen Weg." Und nun fing er an, mit beredten Worten ihr diesen Weg zu erklären. Sie versuchte zu folgen, zu verstehen, ach, und auch zu glauben. Aber richtig erfassen konnte sie es nicht. Es war ihr alles zu neu. Und die Schwierigkeiten, die sich vor ihr auftürmten, erschienen ihr immer noch unüberwindlich. Dann betete er mit ihr. Da glühte ein kleines Hoffnungslichtlein in ihr auf. Dankbar und doch etwas gestärkt, verließ sie das Zimmer. Der Lehrer hatte ihr geraten, die Geschichte des Glaubenshelden Abraham zu studieren, der auch in das Land des Segens ausgezogen war. Das wollte sie tun. Mit der geliehenen Bibel unter dem Arm suchte sie ein stilles Plätzchen unter einer Linde. Und während die Genossinnen, als die stille Zeit um war, im Grasgarten hüpften, sangen und sprangen, saß Eveline zum erstenmal im Leben allein — und las in der Bibel. Wenn ihr Vater sie so gesehen hätte! - -

Wieder war es Abend geworden. Heute war das Kirchlein fast gefüllt. Eveline saß der Kanzel gegenüber. Dort stand heute abend noch einmal der Mann, der am Morgen die Bibelklasse gehalten und zu dem sie Vertrauen gefaßt hatte. Nun las er seinen Text: Galater 3, 13: „Christus hat uns erlöst von dem Fluch des Gesetzes, da Er ward ein Fluch für uns, denn es steht geschrieben: Verflucht ist jedermann, der am Holz hängt!“ Da wußte Eveline: diese Predigt war für sie, für sie ganz allein. Und indem er sprach, wurden ihre Augen aufgetan. Sie sah den Mann der Schmerzen am Kreuz hängen. O, sie hatte schon manche Karfreitagspredigt gehört! Aber nun s a h sie Ihn. — Und sie verstand plötzlich, warum Er dort hing. Er hatte allen Fluch ihrer Sünde auf sich genommen, weil es sonst keine Möglichkeit gab, sie aus dem Land des Fluches herauszuholen. G a r k e i n e ! Darum hing Er dort. Für sie, für Eveline, die verlorene Wirtstochter von Aadorf. Und Er streckte die Arme nach ihr aus und rief: „Komm doch heraus aus dem Land des Fluches, du Kind des Fluches! Ich habe den Fluch ganz, ganz ausgetilgt!”

Da, da endlich reckte die Seele der Schwarzamsel ihre Schwingen. Und sie flog hinaus aus dem Land des Fluches. Sie flog in die ausgebreiteten Arme ihres Erlösers am Kreuz!

Die Mädchen in ihrer Nähe wunderten sich, daß Eveline an diesem Abend zur Gebetsvereinigung blieb, die sich gewöhnlich an die Evangelisationsversammlung anschloß. Regungslos saß sie da, das Gesicht in den Händen vergraben. Sie vernahm zum erstenmal all die frohen Dankgebete, die zu dem geschlachteten Lamm am Thron Gottes emporstiegen. Da taten sich ganz von selbst ihre Lippen auf: „Herr, ich danke Dir, daß Du auch für mich den Fluch getragen hast und daß Du mich herausgeführt hast aus dem Land des Fluches. Amen." So betete die Schwarzamsel.

Da strömte Friede und Freude in ihr Herz, das fast zu zerspringen drohte. Sie brauchte sich nicht zu fragen, ob diese Freude echt war.

Die beiden lieben Schwestern taten an diesem Abend keine Frage mehr an ihren Gast. Als sie im Alkoven standen, sahen sie sich in die Augen. Dann breiteten sie die Arme aus, fielen sich gegenseitig um den Hals und sagten nur: „Unser Schwesterlein!"

Am anderen Morgen konnte es niemand, der Eveline kannte, verborgen bleiben, was mit ihr geschehen war. Ihr ganzes Aussehen war vollkommen verändert. Es lag ein Glanz auf ihrer Stirn, es leuchtete ein Licht aus ihren Augen, wie es nur solche Menschen tragen, die dem Ewigen von Angesicht zu Angesicht begegnet sind.

Als sie wieder am Frühstückstisch saß, war es ihr, als sei eine Ewigkeit verstrichen seit gestern früh. Und diese Ewigkeit hatte all ihre Fragen gelöst. Sie wußte nun, was es war mit der Freude um sie her. Das waren Menschen, die erlebt hatten, was sie erlebt hatte. Darum konnten sie so fröhlich sein. Nach dem Frühstück mußte sie ihrem Lehrer von gestern die Hand reichen. Auch er sah sie an und sagte nur: „Nun haben Sie den Schritt gewagt; Sie werden es nie bereuen!"

Wie fein, daß sie nun noch drei Tage hatte, drei ganze Tage, um die ersten Schritte zu tun auf dem neuen Weg und um die ersten Schätze im Lande des Segens zu entdecken. Drei Tage, um zu wachsen in der Erkenntnis! Drei Tage, um die Freude zu befestigen! Drei Tage, um zu singen, zu singen! Ja, nun wurden ihr all die Lieder lebendiger, persönlicher Besitz. Nun wußte sie, was es heißt: „Ich lebte einst in Satans Macht...“, „Es schaut bei Nacht und Tage Dein holdes Bild mich an ...” — Wie merkte sie nun auf in den Versammlungen! Sie trank das Wort von den Lippen der Redner, besonders ihres geliebten Lehrers. Auch drei Tage sind kurz, sind ach so rasch vorbei! Drei Tage! Was kommt nachher?

Einmal noch mußte sie ihren Lehrer aufsuchen, um ihm diese schwerwiegende Frage zu stellen. Er unterstrich ihr die eine große Gewißheit, die ein Lied ausdrückte: „Ich weiß, Jesus wohnt auch in mir, Herrscher allein soll Jesus sein." Wenn Jesus wirklich durch Seinen Geist in ihrem Herzen wohnte, dann ging Er auch mit ihr in ihr Elternhaus zurück. Dann konnte dieses Haus kein Ort des Fluches bleiben. —

Am Sonntag, dem letzten Tag der Bibelwoche, gingen die Wogen des Jubels und der Freude hoch auf dem Kirchberg. Eveline war durchaus nicht die einzige Seele, die den Schritt getan hatte aus dem Land des Fluches in das Land des Segens. Sie war nur so sehr von dem eigenen Erleben hingenommen gewesen, daß sie von all den anderen Mädchen, die mit ihr die gleiche Erfahrung machten, kaum etwas gemerkt hatte.

Der letzte Gottesdienst sollte ein Zeugnisgottesdienst sein. Wie das werden sollte, war ihr nicht klar. Bei aller Freudigkeit im Herzen wollte doch eine leise Wehmut sie beschleichen, als sie zum letztenmal ihren Platz im Kirchlein einnahm, das heute bis in den hintersten Winkel besetzt war. Nun erklangen noch einmal all die Lieder, die so ganz der Ausdruck ihres Erlebens geworden waren.

Nach der Aufforderung, das große Erleben durch ein kurzes Wort zu bezeugen, zögerte sie zuerst und ließ andere reden. War es Schüchternheit, die ihr, die ja früher kein Erröten vor der Öffentlichkeit gekannt hatte, den Mund verschloß? „Nein, das ist Satan“, sagte sie sich plötzlich. „Wenn du hier kein Bekenntnis wagst, wie wirst du es zu Hause und draußen in der Welt wagen?” Rasch erhob sie sich und dankte dem Herrn, daß Er am Kreuz den Fluch für sie getragen und sie aus dem Land des Fluches herausgeführt habe. Ihm solle ihr Leben fortan gehören! — Ein Raunen ging durch die Kirchbänke: „War das — die Wirtstochter von Aadorf?"

Am Montagmorgen war zum Glück nicht Zeit, Abschiedsgedanken nachzuhängen. Im Sturmschritt ging’s zur Bahn. Noch einmal erklangen die frohen Lieder. Sie klangen fort am Bahnhof, im Zug. Sie wurden den Scheidenden nachgesungen, als die Aadorfer abfuhren.

Und plötzlich stand Eveline vor der Mutter in der Küche. Die sah ihre Tochter an — und der Willkommgruß blieb ihr in der Kehle stecken. Sie mußte sich rasch auf die Küchenbank setzen. Was war mit Eveline geschehen? Beim Kaffee fing diese an zu berichten — stockend zuerst, dann aber mehr und mehr verlor sich alle Scheu. Es gingen die Stunden des Vormittags dahin, ohne daß jemand nach der Uhr sah.

Es kam, daß der Mutter die Tränen über die Wangen liefen. Es kam aber auch, daß sie im Entsetzen die Hände rang: „Eveline, Kind, bleib vernünftig!“, rief sie, als die Tochter zu Ende war. „Das geht zu weit, viel zu weit! — Bedenk’s doch, du lebst in einer Wirtschaft. Und in einer Wirtschaft kann man nicht leben wie in einem Pfarrhaus. Das weiß unser Herrgott. Und Er wird uns auch gnädig sein! Es freut mich ja, daß es dir so gut gefallen hat! Aber, daß der Vater nichts davon hört und merkt! Wie gut, daß er heute noch nicht da ist!”

„Er muß etwas davon merken“, entgegnete Eveline fest. „Gott stehe mir bei!” —

Am Dienstagnachmittag fuhr mit elegantem Schwung des Kronenwirts grüner Wagen in den Hof. Prustend, schweißwischend, lachend, mit beiden Händen fuchtelnd entstieg ihm der Vater, drückte der Frau die Hand, umarmte das Töchterlein, das ihm den kleinen Handkoffer abnahm, den er aus dem Wagen zog. Dann ging er vor Frau und Tochter her ins Haus und trat in das Nebenstübchen, wo der gedeckte Tisch auf ihn wartete. Er war in der heitersten Laune. Während Frau und Tochter ihn abwechselnd bedienten, fing er sogleich an zu berichten. Dann unterbrach er sich, öffnete den Koffer, entnahm ihm ein größeres Paket und händigte es der Tochter ein.

„Sieh mal nach, Schwarzamsel, ob der Vater es getroffen hat!"

Eveline entfernte die Papierhülle. Eine mächtige, feuerrote Ledertasche mit langen Tragriemen leuchtete ihr entgegen. Sie besaß zwar schon einige Ledertaschen, aber diese leuchtend rote mußte doch ihrem Geschmack entsprechen. Prüfend sah der Vater zu ihr auf. Hatte er sich doch getäuscht, daß sie, nachdem sie pflichtschuldigst all die Fächer und Fächlein geöffnet, das Geschenk rasch beiseite legte?

„Danke, lieber Vater", sagte sie nun, trat hinter seinen Stuhl, legte ihren Arm um seinen Nacken und küßte ihm die Wange.

Doch schon fuhr er weiter in seinem Reisebericht: „Ja im Oberland, da wird es einen Herbst geben dies Jahr — wie es keinem Menschen gedenkt! Darum sind ganz große Festlichkeiten im Gang. In Hinterweiler soll es ein Herbstfest geben mit Umzug. Das wird etwas für dich, Schwarzamsel! Der Rosenwirt hat dich schon eingeladen. Und zwar sollst du in der alten Aadorfer Tracht erscheinen. Die wird doch wohl noch aufzutreiben sein, was meinst du, Mutter?"

Ohne die Antwort der Mutter abzuwarten, floß der Redestrom weiter, und es dauerte noch eine gute Weile, bis er stockte und der Sprecher gierig sein Glas leerte. Und nun kam die Frage: „Was hat’s denn in Aadorf Neues gegeben die Tage?“ „Kleinmichels Liesel hat Hochzeit heute”, beeilte sich die Mutter zu antworten.

„So so, na, da kriegen wir ja noch ein bißchen Leben in die Bude heute abend!" Er stand auf, streckte sich, rieb die Hände vor Vergnügen.

„Ist alles in Ordnung?" Damit schritt er durch den Wirtssaal hindurch nach dem großen Saal auf der gegenüberliegenden Seite des Hauses. Da waren die Fenster geöffnet, die Tische gedeckt, der Staub gewischt.

„Blumen fehlen, Eveline, Blumen, ein ordentlicher Strauß auf jeden Tisch!“ rief er zurück, „solltest mal sehen, wie das in den feinen Restaurants im Oberland immer so einladend aussieht! Da sollten wir dich mal eine Zeitlang hinschicken. Da könntest du noch was lernen, was meinst du, Mutter?”

Eveline nahm die Blumenschere zur Hand. Sie ging hinaus in den blühenden Augustgarten und schnitt einen ganzen Arm voll dunkler Hängerosen, die am Haus emporrankten. Sie ordnete die Blumen in alte Steingutvasen und stellte sie auf die Tische. Dabei fiel ihr ein, wie sie vorgestern die Tische im Tiefenbronner Pfarrhof zum festlichen Sonntag ganz ähnlich geschmückt hatte. Tränen traten in ihre Augen. Eine Stimme in ihr sprach: „So, nun schmückst du den Tanzsaal! Und nachher wirst du hier zum Tanz aufspielen. Und die Paare werden sich hier im Kreis drehen. Und dann wirst du deine alten Lieder singen!“ — „Nein!” sagte Eveline plötzlich laut, „nein, Herr Jesus, steh mir bei!"

Sobald es ihr möglich war, unbemerkt zu verschwinden, schlüpfte sie in ihr Stübchen oben. Sie nahm ihren neugeschenkten Schatz, ihre Bibel, zur Hand und schlug den ersten Johannesbrief auf. Dort stand die Stelle, die man im Bibellager angegeben hatte, als einmal von weltlichen Vergnügungen die Rede war. Nun las sie langsam Wort für Wort: „Habt nicht lieb die Welt noch was in der Welt ist. So jemand die Welt liebhat, in dem ist nicht die Liebe des Vaters. Denn alles, was in der Welt ist: des Fleisches Lust und der Augen Lust und hoffärtiges Leben, ist nicht vom Vater, sondern von der Welt. Und die Welt vergeht mit ihrer Lust; wer aber den Willen Gottes tut, der bleibt in Ewigkeit." Dann sank sie vor ihrem Bett auf die Knie. —

Gegen Abend gab es Leben auf der Dorfstraße. Unter den Klängen einer Ziehharmonika kam die Hochzeitsgesellschaft dahergejauchzt. Vorn in der Mitte Bräutigam und Braut, umgeben von den Brautführern mit ihren buntberänderten runden Hüten und weißen Servierschürzen. Sie schwangen gefüllte Rotweinflaschen und Gläser in den Händen. Dahinter hüpfte im Takt, Arm in Arm, in langen Reihen von einer Straßenseite zur anderen die übrige Dorfjugend.

Nun kamen sie die Treppe des Tanzsaales heraufgepoltert. Oben empfing sie mit seinem breitesten Lachen der Kronenwirt. Er komplimentierte die Gesellschaft herein, drückte den Brautleuten die Hand und leerte auf ihre Gesundheit das dargereichte Glas mit Hochzeitswein. Auf den Tischen ringsum standen Flaschen und Gläser zum Entkorken bereit. Nun sah er sich suchend um: „Schwarzamsel, Schwarzamsel, wo bist du?" — Ja, nun half es nichts. Die Schwarzamsel mußte erscheinen. Wo blieb sie auch so lange? Alle Köpfe reckten sich nach ihr, als sie endlich eintrat. Das Herz wollte ihr fast zerspringen.

„Nun aber flott aufgespielt!" flüsterte der Vater.

Eveline trat ans Klavier. Da rief eine Stimme: „Ach, die Schwarzamsel kann gar nicht mehr Walzer spielen. Die Schwarzamsel ist in Tiefenbronn gewesen und fromm geworden.“ Und von einer anderen Seite ertönte es: „Schwarzamsel muß zuerst ein frommes Lied singen, sie kann es ja so gut! Ein frommes Lied gehört immer an den Anfang einer Hochzeit.”

Eveline klammerte sich mit beiden Händen an den geschlossenen Klavierdeckel fest. Ihre Augen gingen hinweg über all die in Spott und Weindusel auf sie gerichteten Blicke. Und nun fing sie an zu singen:

Es schaut bei Nacht und Tage Dein holdes Bild mich an und legt mir vor die Frage, ob ich Dich lassen kann. Mein Gott, ich bin entschieden, auf ewig bin ich Dein! Ich kann ja ohne Frieden und ohne Dich nicht sein.

Die Freuden dieser Erden sah ich wie Schaum vergehn:

Sie konnten mir nichts werden, Dein Kreuz nur blieb mir stehn.

Mein Gott, ich bin entschieden, auf ewig bin ich Dein!

Ich kann ja ohne Frieden und ohne Dich nicht sein!

Oft habe ich gejammert, wenn Satans List mich schlug; jetzt halt ich den umklammert, der meine Sünden trug. Mein Gott, ich bin entschieden, auf ewig bin ich Dein! Ich kann ja ohne Frieden und ohne Dich nicht sein!

Nun steht bei Nacht und Tage Dein Bild im Herzen mir, daß ich es jedem sage, wie gut es ist bei Dir. Mein Gott, ich bin entschieden, auf ewig bin ich Dein! Ich kann ja ohne Frieden und ohne Dich nicht sein!

Die Zuhörer sahen sich an. Was bedeutete dies? Sollte man hierzu klatschen? Sollte man lachen oder weinen? War dies der allerraffinierteste Streich dieses mit allen Wassern gewaschenen Mädels?

Endlich brach einer, der in Evelines Nähe gestanden war und kein Auge von ihr gewandt hatte, die Stille: „Alles, was recht ist, Eveline; daß du singen kannst, wissen wir. Aber nun laß in der Kirche, was in die Kirche gehört, und in die Wirtschaft, was in die Wirtschaft gehört! -Spiel jetzt einen ordentlichen Walzer, daß wir tanzen können! Das andere laß bleiben! Denn“ — er stockte ein wenig — „ich für mein Teil — halte es für Unrecht, mit solchen Dingen Spott zu treiben.”

Da sah ihm das Mädchen fest in die Augen. Er war ihr Freund von der Schulbank her. Und es war ihr, als müßte sie in seiner Seele lesen und ihm danken für dieses Wort. Und sie sprach: „Du bist im Irrtum, Georg, ich spotte nicht! Es ist mir heiliger Ernst. — Ich habe erlebt, was ich singe. Jesus hat mich erlöst vom Fluch der Sünde. Ich b i n entschieden für Ihn. — Mein Leben soll Ihm gehören! Ich werde nie mehr, nie mehr andere Lieder singe n!" — Ihre Stimme erstarb in einem Aufschluchzen. Sie brach sich Bahn durch den unwillkürlich zurückweichenden Kreis — und war verschwunden.

Damit war auch der Bann gebrochen, der sich auf die ganze Gesellschaft gelegt hatte. Gemurmel erhob sich, das zu immer lauterem Stimmengewirr anschwoll. Alles sah nach dem Wirt. Der stand da wie vor den Kopf geschlagen. Er konnte mit dem besten Willen nicht begreifen, was das bedeuten sollte. Einen Streich natürlich! Nichts anderes. Gleich würde sie wieder hereinkommen, die Schwarzamsel, und sich schütteln vor Lachen und sich wieder ans Klavier setzen.

Inzwischen mußte er für Stimmung sorgen. Er drehte das Radio an, lief eilfertig zwischen den Tischen hin und her, ermunterte zum Trinken, schenkte ein und merkte dabei, daß die Gespräche sich immer noch um Eveline drehten. Nun nickte er dem Brautpaar zu. Das sollte den Tanz eröffnen. Aber es wollte heute nicht so recht in den Takt kommen. Zum Radio tanzte sich nicht so flott wie zu Evelines aufpeitschendem Spiel. Erleichtert atmete er auf, als alles endlich sich im Kreis drehte. Verstohlen sah er nach der Tür. Kam denn das Mädel immer noch nicht?

Bald stockte der Tanz. Die Brautleute saßen schon wieder wie festgenagelt auf den Stühlen. Auch die Braut sah immer wieder nach der Tür. Und manch anderer Blick ging in derselben Richtung. Kam sie wirklich nicht mehr?

Als der Uhrzeiger gegen Mitternacht ging, flüsterten die Brautleute miteinander, standen dann auf und gaben so das Zeichen zum Aufbruch.

Wenige Minuten später leuchtete der Kronenwirt mit verbissenem Ingrimm dem Hochzeitszug heim. Dann drehte er die Lichter aus. Das war ja ein verrückter Abend gewesen! Und nun die Totenstille im Haus! Was war in seine Leute, gefahren? Er mußte das herauskriegen, und zwar sofort. Und wenn da wirklich etwas dahintersteckte, dann — — Ein wilder Groll stieg plötzlich in seinen Augen auf.

Es nützte der Mutter nichts, daß sie, nachdem sie alles hinter der Saaltür beobachtet hatte, vor Angst und Schrecken ins Bett gekrochen war und sich nun schlafend stellte. Sie mußte noch Rede und Antwort stehen. Und wenn sie das noch so stockend und noch so vorsichtig tat, so viel konnte ihr Mann doch erfahren, daß Eveline wirklich fünf ganze Tage in diesem Tiefenbronn gewesen war, und daß es sie irgendwie beeindruckt hatte. Aber das würde sich natürlich bald wieder geben.

„Ich werde ihr das Zeug schon austreiben; ich bin ihr gut dafür!“ — Das war an diesem Abend des Kronenwirts letztes Wort. „Und wenn ich die erwische, die das Mädel...” — Plötzlich mußte er an den Peter denken. Hatte er doch recht gehabt mit seiner Warnung heut vor einer Woche? — Hart lachte der Kronenwirt auf. - - Am anderen Morgen war Eveline längst wach, ehe das Arbeiterauto, das ihr gewöhnlich als Weckuhr diente, vorübersauste. Ihre Gedanken kehrten zum gestrigen Abend zurück. Wie hatte Jesus ihr durchgeholfen! Wie hatte sie Seine Nähe spüren dürfen! Würde Er ihr auch heute beistehen? Ganz gewiß! Sein Wort versprach ja: „Alle Tage!" Wie würde es mit dem Vater werden? Sie nahm ihre Bibel und vertiefte sich in die Tageslese. Dann redete sie im Gebet in kindlicher Weise, wie sie es letzte Woche gelernt hatte, mit dem, der im Wort zu ihr gesprochen hatte. Früh stand sie dann auf. Sie wollte noch vor den Eltern, die ja heute wohl länger schlafen würden, an der Arbeit sein. Nachdem sie das Feuer in der Küche angezündet hatte, machte sie sich daran, den Tanzsaal zu reinigen. Sie öffnete die Fenster weit. Entsetzlich, dieser Weindunst! Ihr Blick fiel auf das Klavier. Hatte sie wirklich gewagt, hier zur Ehre ihres Heilandes zu singen? Würde sie es je wieder tun? — Nun schleppte sie vom Hofbrunnen Eimer um Eimer Wasser herbei. Sie wollte gründliche Arbeit tun. Der Vater sollte mit ihr zufrieden sein.

Mitten in der Arbeit vernahm sie plötzlich schlürfende Schritte auf der Haustreppe. Sie wischte die Hände ab und trat in den Wirtssaal. Da saß der Rebpeter am gewohnten Platz.

„Ei, so früh schon, Schwarzamsel!“ sagte er lauernd. „Willst mir wohl ein frommes Morgenliedchen singen? — Aber reich mir erst mal einen ordentlichen Schnaps!”

Mechanisch ging Eveline zum Wandschrank hinter dem Schenktisch. Mechanisch griff sie zur Flasche. Da durchzuckte es sie plötzlich wie ein elektrischer Schlag. Was wollte sie tun? Dem alten Mann, der hier seit Jahr und Tag Hab und Gut, Verstand und Gesundheit vertrank, wollte sie weiter Gift verabreichen? War das nicht — Sünde? — Sie stellte die Flasche zurück und trat zu dem gedankenlos vor sich hin Stierenden.

„Rebvater“, sagte sie freundlich, „habt Ihr wohl schon einen guten Milchkaffee getrunken heut morgen? Wartet, ich will ihn Euch einschenken. Der tut Euch besser als der Schnaps. Schnaps ist Gift für Euch!” Eben wollte sie ihm eine Tasse vorsetzen. Da kam Leben in die vornüber gesunkene Gestalt.

„Was sagt das Mädel, was? Schnaps ist Gift — Gift — Gift?" In immer kreischenderen, heiseren Tönen schrie er das Wort in den leeren Raum.

In diesem Augenblick trat der Kronenwirt unter die Küchentür. Kreideweiß starrte ihn die Tochter an.

„Hast’s gehört, Kronenwirt“, schrie jetzt der Trinker ihm zu, „hast gehört, was dein sauberes Töchterlein sagt? Gift sagt sie, Gift! Kaffee will sie mir vorsetzen, Altweiberbrühe! Was hab’ ich dir gesagt?! Nimm sie in acht vor den Tiefenbronnern! hab’ ich gesagt. Nun hast du’s! Behext ist sie! Jetzt kannst sehen, wie du’s ihr wieder austreibst!”

Auf der Stirn des Kronenwirts schwoll die Zornesader. Unheimlich flackerten seine Augen. Dann riß er die Flasche aus dem Schrank, schenkte dem Gast ein, stürzte selbst ein Gläschen hinunter, sah der Tochter nach, die in der Küche verschwand, und sagte grollend: „Ich werde es ihr austreiben, und das sofort! Verlaß dich drauf, Peter!" Er raste die Treppe hinauf. Schon stand er vor der zitternden Tochter in ihrem Stübchen.

„Eveline!“ Seine Stimme überstürzte sich. „Eveline! Was soll das heißen? Bist du nicht mehr bei Trost? Vertreibst deinem Vater die Kundschaft? Gleich gehst du hinunter und schenktst dem Peter ein, wie sich’s gehört!”

Eveline hielt sich am Bettpfosten fest und rührte sich nicht.

„Eveline, soll ich noch einmal reden? Wird’s?"

„Ich kann nicht mehr“, flüsterte das Mädchen, „es ist — Sünde!”

„Sünde!“ Wie von einer Wespe gestochen fuhr der Kronenwirt auf. „Sünde!” schrie er. „Ich will dich lehren, was Sünde ist! Seinem Vater nicht gehorchen, das ist Sünde! Ich will dir’s zeigen!“ Er trat in den Gang hinaus, faßte eine Reitpeitsche, die beim letzten Reiterfest hängengeblieben war, umgekehrt am Stiel. Drohend hob er sie vor dem bebenden Kind in die Luft: „Eveline, zum letztenmal, willst du jetzt zur Vernunft kommen und den Blödsinn fahren lassen?”

„Ich kann nicht!" hauchte das Mädchen und schloß die Augen.

Da sauste der erste Schlag durch die Luft. Und nun war’s, als ob Höllenmächte die Hand des Tobenden regierten.

Als die Mutter unten in der Küche begriff, was über ihr vorging, hastete sie, so schnell ihre schlotternden Knie sie trugen, die Treppe hinauf. Sie warf sich dem Unmenschen in den Arm. Nicht ohne Stoß und Schlag für sie selbst gelang es ihr schließlich, ihm die Peitsche zu entwinden, ihn zur Tür hinauszudrängen und den Riegel vorzuschieben. Dann erst wandte sie sich dem armen Kind zu, das ohnmächtig vor seinem Bett zusammengesunken war. - -

Es folgten schwere, dunkle, schmerzerfüllte Tage für Eveline, Tage, in denen nur leise Jammertöne die Stille des Krankenzimmers durchbrachen. Doch das Fieber, das den jungen Körper durchraste, trug die Seele in die vergangene Woche zurück. Bruchstücke von Liedern kamen von den ausgetrockneten Lippen. „Er hat mich so geliebt“, „Glaube, glaube und vertraue”, „Jesus ist gut zu mir."

Dann ließen die Schmerzen nach. Das Bewußtsein kehrte endlich wie aus einem tiefen, langen Schlaf zurück. Sie lag still, ganz still und viel allein; denn die ach so abgehärmte Mutter mußte sich die Minuten zur Pflege abstehlen.

Darum stand Eveline wieder auf, sobald ihre Füße sie trugen. Nur die Treppe hinuntergehen würde sie so rasch nicht. Sobald sie sich an den Möbeln im Zimmer festhalten konnte, ging sie die Wände entlang und tat etwas, woran sie alle Tage im Bett gedacht hatte: Sie nahm die Bilder ab, all die Kunstblätter und Fotos und steckte sie in den Ofen. Dann kramte sie in der Tasche, die sie im Bibellager mitgehabt hatte. Sie hatte dort einige schlichte Spruchkarten gekauft. Eine davon steckte sie mit einer Stecknadel über dem Bett fest: „Man singt mit Freuden vom Sieg in den Hütten der Gerechten."

O, es waren nicht die einzigen Spuren der Vergangenheit, die Eveline zu tilgen hatte in dieser ihrer Leidenswoche. Sobald sie ihrer Sinne wieder mächtig war, war es ihr gewesen, als halte ihr neuer Herr und Meister Privatbibelwoche mit ihr ganz allein. Soviel hatte Er ihr zu sagen.

In den schlimmen Schmerzensnächten stand Er vor ihr als der um ihrer Missetat willen Verwundete und Zerschlagene. Wie tief lernte sie das verstehen. Seine linde Hand legte sich wie segnend auf ihr Haupt, daß kein bitterer Gedanke gegen ihren Vater aufkommen konnte. Hatte sie nicht die Züchtigung verdient, hundertmal verdient? — Denn die Hand des Meisters unterstrich ihr auch das letzte Wort, das sie ihrem Vater gesagte hatte: „Sünde!" Hatte sie das Recht, ihrem Vater davon zu reden, sie, die selbst so schuldbeladen? Drüben in Tiefenbronn hatte sie die Sünde als die große Schuld, den großen Fluch ihres Lebens kennengelernt. Nun traten die Sünden ihrer eigenen Vergangenheit als Einzeltat vor sie hin. Und sie erschrak bis in ihr Innerstes vor der ganz unübersehbaren Liste. Ohne daß irgendein Mensch sie aufmerksam machte, fing sie an, Briefe zu schreiben, die ihre Mutter befördern mußte, Briefe, die vergangene Schuld bekannten und, wenn irgend möglich, zurecht brachten. Ein langer, langer Brief wanderte zu dem Mann, der ihr Seelsorger geworden war. Er enthielt lauter Sünden, die nicht mehr gutzumachen waren. Die Antwort, die sie postwendend erhielt, legte sich wie Balsam auf ihre wunde Seele. Von da und dort fand auch ein freundlicher Gruß den Weg in ihr Stübchen und erhellte es. Ein Brieflein hatte die Mutter auch dem Vater übergeben müssen. Sie hatte ihn aber sofort allein gelassen, und niemand hatte erfahren, was aus diesem Brieflein geworden war.

In dem Maß aber, als die Vergangenheit hinter ihr durchleuchtet und geordnet war, wuchs des jungen Mädchens Freudigkeit und ihr Mut für die Zukunft. —

Nach einer Woche kam Eveline leise wieder die Treppe herunter. Sie fing sogleich an, sich in der Küche zu betätigen. Die Mutter hatte ihr versprochen, ihr nach Kräften das Bedienen in der Gaststube zu ersparen. Würde es sich durchführen lassen?

Unwillkürlich zuckte sie zusammen, als der Vater eintrat. „Guten Morgen, Vater!" grüßte sie leise. — Er sah an ihr vorüber.

Es war gut, daß Evelines Hände wieder mithelfen konnten; denn es gab in dieser Woche außergewöhnlich viel zu tun in der Krone. Überall wurde gescheuert und geschrubbt. Am kommenden ersten Septembersonntag sollte Kirchweih sein, die Glanzperiode des ganzen Jahres für die Krone.

Bangte Eveline vor diesem Tag? — Es sah eigentlich nicht so aus. Wie sie so dastand auf ihrer Trittleiter, Fenster an der Gaststube blank rieb und leise vor sich hinsang, lag ein strahlend glücklicher Ausdruck auf dem Antlitz, dessen Züge sich in den letzten vierzehn Tagen so verändert hatten.

O, sie war durchaus nicht im Unklaren über die Bedeutung der Tage, die vor ihr lagen und die von jeher ein Triumph Satans gewesen waren für Aadorf. Eine Versuchung würde es nicht mehr sein für sie, wohl aber Tage gefährlicher Anstöße. Wenn auch ihre musikalische Beihilfe, da eine Musikkapelle aus der Stadt bestellt war, zur Not entbehrt werden konnte, wenn auch die Aadorfer Jugend sie nach den letzten Ereignissen in Ruhe ließ, es kamen all die Freunde des Vaters aus der Stadt und Umgegend, die alle so gern mit ihr — nein, um die Wahrheit zu sagen — mit denen s i e so gern getanzt hatte. Wie würde das werden? Und der Vater? Sie hatte nicht den Eindruck, daß ihr Meister noch einmal von ihr verlangen würde, in dieses Treiben hinein Evangeliumslieder zu singen und Zeugnis abzulegen. Aber was hatte Er vor mit ihr? Sie wußte es nicht. Warum schlug ihr Herz nicht in banger Sorge diesen Tagen entgegen?

Nun, sie hatte die feste innere Überzeugung, daß Gott ihr auf besondere Weise den Weg durch diese Tage bahnen würde. Es war ihr, als sollte sie zum erstenmal in ihrem Leben ein Wunder erleben. Und sie war gespannt auf dieses Wunder. Das gab ihr — sehr zum Erstaunen ihrer Mutter, die sie beobachtete — etwas von ihrer alten Fröhlichkeit wieder. — Sollte sie vielleicht doch, durch Erfahrung gewitzigt, allmählich wieder vernünftig werden? So hoffte die Mutter. - -

Am Donnerstagnachmittag, als die Kronenwirtin eben ihr Büfett einer gründlichen Reinigung unterzog, schlüpfte die Nachbarin, Gretels Mutter, zur Hintertür herein. Sie hatte eben den Kronenwirt mit dem Auto ausfahren sehen. In den schweren Tagen der letzten Woche war sie die einzige Vertraute des Hauses gewesen.

„Luise“, sagte sie, „ich muß dich was fragen. Soeben war unsere Lehrerin, Frau Erhardt, bei mir. Du weißt, sie ist über die Ferien mit Mann und Kindern in den Bergen. Nun ist sie aber in die Stadt versetzt und muß mit ihrem Mann den Umzug ins Werk setzen. Sie möchte in der Zeit ihre Kinder in den Bergen lassen und kam, um mich zu fragen, ob ich ihr nicht unsere Gretel lassen könnte zur Betreuung der Kleinen. Wie ich so hin und her überlegte, stand plötzlich eure Eveline vor mir. Wär das nicht was für sie? Da wäre sie doch — am Sonntag wenigstens — aufgehoben. Ich sagte Frau Erhardt gleich davon. Zuerst wollte sie nicht daran glauben, daß Eveline sofort abkömmlich wäre. Als ich ihr dann — so ein wenig — die Sache erklärte, leuchtete es ihr ein. Sie wird nun wohl selbst am besten mit deinem Mann reden. Was meinst du?”

Ein Seufzer der Erleichterung hob die Brust der Angeredeten. „Ja — das wäre schon möglich zu machen. Und wäre es nicht am besten für alle Teile, wenn Eveline über die kommenden Tage verreisen könnte?"

Als am Abend Frau Erhardt Evelines Vater ihre Bitte vortrug, sah er über sie hinweg zum Fenster hinaus. Entstieg auch seiner Brust ein Seufzer der Erleichterung? Dann sprach er: „Meinetwegen kann Eveline abkommen. Ich hab’ nichts dagegen!" - -

So kam es, daß am Samstag, als in der Krone alles drunter und drüber ging und mehrere Tagelöhnerinnen hin und her rannten, Eveline mit dem Köfferchen in der Hand neben Frau Erhardt zur Bahn ging. Wie in einem seligen Traum wandelte sie dahin. Und je höher sie am Abend der Autobus in kühnen Kurven zu Berge führte, je höher stieg ihre befreite Seele empor aus den Niederungen, die sie hinter sich zurückgelassen hatte. Ein herziges Kinderpärchen, die fünfjährige Lili und der vierjährige Klaus standen an der Haltestelle, um Mama abzuholen, und freuten sich nicht wenig, in Eveline, die ihnen ja nicht fremd war, eine neue Gefährtin zu finden.

Am Sonntag früh saß Eveline im heimeligen Bergkirchlein unter dem offenen Himmel. Am Nachmittag aber, genau um die gleiche Stunde, da in Aadorf unter den Klängen der schrillen Blechmusik der „Kirwebaum“ von nicht mehr ganz sicheren Armen und Beinen am Giebel der „Krone” die Leiter hinaufgeschwenkt wurde, wanderte Eveline mit ihrem Kinderpärchen an der Hand in den Wald, in den herrlichen, hohen Tannenwald. O, die Berge waren ihr nicht fremd! Vaters Wagen hatte schon viele schöne Touren unternommen, die allerdings alle in einem Gasthof endigten. Sie liebte den stillen Wald, den sonntäglichen Waldesdom! Auf samtenen, moosigen Waldwegen schritt sie mit den Kindern dahin. Die sangen ein vergnügliches Durcheinander von Liedern aus dem Kindergarten.

Es folgten zwei herrliche Wochen für Eveline. Nachdem ihre Lehrerin sie eingeführt hatte in die Pflege ihrer Lieblinge, besonders des kleinen, noch nicht einjährigen Kindleins, reiste sie beruhigt ab. Sie wußte ihre Kinder, wenn auch nicht in erfahrenen, so doch liebevollen Händen. Die Hauswirtin, bei der sie die Sommerwohnung gemietet hatte und die für leibliche Pflege der Familie sorgte, würde Eveline mit Rat und Tat zur Seite stehen. Es war Eveline eine Lust, sich den Kindern zu widmen. Bei dem herrlichen Wetter brachte sie fast den ganzen Tag mit ihnen im Wald zu. Sie suchten Blumen und pflückten Beeren, und wenn der kleine Berni im Wagen eingeschlafen war, erzählte Eveline den beiden „Großen" Geschichten. Sie versuchte es zunächst mit Märchen. Aber als Gottes Geist ihr in diesen altvertrauten Geschichten manche Seite aufdeckte, die den Kindern nicht förderlich war, viel Lüge und Bosheit, die Gestalt der bösen Stiefmutter und so manches andere, ging sie zu biblischen Geschichten über, die sie aus den Evangelien schöpfte, während die Kinder um sie her Gärtchen pflanzten und Schlösser bauten. Und liebliche Lieder erschallten gar süß aus Kindermund.

Als Frau Erhardt in der letzten Septemberwoche kam, um ihr Kleeblatt zu holen, war es für die Kinder gar keine Frage, daß Eveline sie begleiten würde. Auch die Mutter, die bisher vergeblich nach einer entsprechenden Kinderpflegerin gesucht hatte, hegte keinen größeren Wunsch. Was würden aber Evelines Eltern sagen, die ihre Tochter doch kaum entbehren konnten? Oder vielleicht doch wenigstens für einige Wochen, da es jetzt Herbst war und die Hauptarbeitszeit in ihrem Elternhaus für dieses Jahr beendet? Ein Brief wurde gewagt, und siehe, die Antwort fiel bejahend aus. Für einige Monate, schrieb die Mutter, würde es schon möglich sein, und es wäre ja für Eveline nur günstig, wenn sie noch manches lernen könne. So zog Eveline zum großen Jubel der Kinder mit in die neue Stadtwohnung ein.

Dankbaren Herzens schloß am 1. Oktober Frau Erhardt hinter sich das Gartenpförtchen ab, um nach ihrer neuen Schulstelle in der Stadt zu fahren. Sie konnte ihre Lieblinge ohne Sorge zurücklassen. Ihre einstige Schülerin Eveline vertrat sie aufs beste. Ja, Eveline lebte sich in ihren neuen Wirkungskreis ein. An Arbeit war sie ja gewöhnt gewesen, und die Liebe der Kinder erquickte ihr Herz, wenn Heimweh sich regen wollte. Sie bemühte sich, an Kenntnissen zu erwerben, was ihr fehlte. Ihre Lehrerin hatte Geduld mit ihr und Freude an ihrem Lerneifer und fand trotz ihrer vielen Arbeit in den Abendstunden dann und wann Zeit, sich ihr zu widmen. Den Sonntag durfte Eveline so recht nach ihren Bedürfnissen auskosten.

Am ersten Sonntag war sie allein zur Kirche gefahren. Dann hatte sie gebeten, die Kinder mitnehmen zu dürfen. Nachmittags fuhr dann Eveline ins Diakonissenhaus. Dort war nämlich eine der Tiefenbronner Freundinnen als Probeschwester, eine andere als Dienstmädchen eingetreten. Abwechselnd traf man sich nun bei der einen oder bei der anderen. Dieser enge Zusammenschluß, wo man so recht sich aussprechen und gemeinsam beten konnte, war ihr eine besondere Stärkung. Hier erfuhr sie auch manche Nachricht aus dem Tiefenbronner Kreis.

Es war nur eins, was sie manchmal bedrückte, der Gedanke an ihr Elternhaus. In dem stattlichen Gasthaus an der großen Aadorfer Hauptstraße war es tatsächlich trüb und trüber geworden. Seit jenen schlimmen Augusttagen war der sonst allzeit freundliche, gutgelaunte Hausherr ein anderer geworden. Finster und in sich gekehrt ging er einher.

Was war die Ursache, daß so mancher frühere Kunde fernblieb? Besonders die Aadorfer Jugend ging nicht selten in letzter Zeit an der „Krone“ vorüber, um sonstwo ihr Vergnügen zu suchen. War es, weil keine Schwarzamsel mehr mit ihrem lustigen Spiel und Gesang lockte? Seit der „Kirwe” war der Tanzsaal verödet. War es, weil hier einmal Worte erklungen waren, die keiner, der sie gehört hatte, vergessen konnte, wenn er hier hereintrat? — Oder war es vielleicht, daß die Aadorfer Jugend den Mann mied, der sich im Zorn so unmenschlich an seiner Tochter vergangen hatte? Ja, es gab Sonntage, an denen der Wirt ruhig vor Mitternacht schließen konnte. Es gab Wochentage, an denen er außer ein paar ganz Eingesessenen, wie dem Peter und einigen Freunden, fast keine Gäste zu bedienen hatte. Desto eifriger bediente er dann sich selbst. Entweder er trank mit Peter um die Wette, oder er saß allein hinter dem Glas und leerte die Flaschen des guten Oberländer Weines und starrte vor sich hin.

In der Küche rang die Mutter die Hände. Und bald ließ sich nicht mehr verbergen, was die Aadorfer sich von Mund zu Mund zuraunten: „Der Kronenwirt trinkt." — Der Tochter wollte die Mutter, solange es ging, die schreckliche Tatsache verheimlichen. Aber daß es traurig aussah daheim, verriet der Ton ihrer Briefe.

Dann war es ihre Herrin selbst, die Eveline eines Tages die furchtbare Wahrheit mitteilte und mit der Frage an sie herantrat: „Eveline, so leid mir’s tut, solltest du nicht nach Hause gehen?“ Eveline geriet in schwere Gewissenskonflikte. Hatte sie die Not im Elternhaus verschuldet? Sollte, durfte das die Frucht ihrer Bekehrung sein? Sie schrieb an ihre Mutter und erklärte sich bereit, zurückzukehren. Doch die Mutter antwortete: „Wenn du nicht dein früheres Leben wieder aufnehmen willst, wird deine Rückkehr nur das Gegenteil bewirken. Und ob du das könntest, selbst wenn du es wolltest? — Und sieh, ich könnte es nicht einmal wünschen. Aber bete, daß Gott sich erbarme!” Ja, es war nicht zu verkennen. Die Mutter hatte durch die große Not sich mehr und mehr ausstrecken gelernt nach dem, von dem allein Hilfe kommen konnte. - -

Der 1. November brachte Eveline eine große innere Stärkung. Da traf sich der ganze Tiefenbronner Jugendkreis in der Stadt. Es befremdete Eveline zunächst, daß so viele Freunde sie nicht sogleich wiedererkannten. Hatte denn die Frisur sie so verändert? Der wilde Lockenbusch war nämlich in zwei kurze dicke Zöpfe gebändigt.

Wie trank sie das Wort des geliebten Seelsorgers, der gekommen war, um zu der Jugend zu sprechen! Mit Inbrunst sang sie die vertrauten Weisen! Wie freute sie sich der Zeugnisse aus dem Jugendkreis! Sie selbst war viel zu bewegt, um ein Wort in der Öffentlichkeit zu wagen. Es war auch eine kleine Aadorfer Gruppe mit Gretel gekommen. Die Nachrichten, die Gretel von ihrem Elternhaus brachte, waren ein schwerer Dämpf er in Evelines Festfreude. Sie erhaschte einen Augenblick, sich mit dem Mann auszusprechen, der ihr ganzes Vertrauen besaß.

„Der Herr hat Sie aus Ihrem Elternhaus herausgeführt. Warten Sie, bis Sie ganz gewiß sind, daß Er Sie zurückführt. Aber halten Sie an im Gebet für Ihren Vater! Es wird gewiß nicht ohne Antwort bleiben. Wir wollen Ihnen auch in unserem Gebetskreis beistehen."

Dem Tiefenbronner Schwesternpaar, bei dem sie in der Bibelwoche so liebevolle Aufnahme gefunden hatte, hatte sie ein Brieflein mitgegeben, das dort große Freude hervorrief. Es enthielt ihr erstes Gehalt. Mit bewegter Stimme las der Pfarrherr die begleitenden Zeilen: „Es ist mir eine große Freude, einen Auftrag meines Herrn und Meisters ausführen zu dürfen, indem ich Ihnen mein erstes Gehalt als Baustein für Ihre Reichsgottesarbeit sende. Meine Eltern haben mir erlaubt, das Geld zu behalten, und ich brauche in diesem Monat nichts davon. Bitte, helfen Sie mir auch beten für meinen lieben Vater, daß er frei werde von den Ketten, womit Satan ihn gebunden hält.“ So wuchs eine Gebetsmauer um den unglücklichen Gefangenen in der stattlichen Aadorfer „Krone”. —

Der erste Advent war vorüber. Eveline hatte ihn so anders gefeiert als in früheren Jahren. Es war nicht nur ein wenig Lichterglanz am Adventskranz, ein wenig traute Stimmung gewesen. Es war eine so innige Freude in ihr darüber, daß sie ja erfahren hatte, was der tiefe Adventsvers ausdrückte: „Komm, o mein Heiland Jesus Christ!“ Nun war Montagmorgen. Sie hatte eben den kleinen Berni im Bad sitzen und bearbeitete ihn mit dem Schwamm, da schellte es. Wer mochte zu so ungewohnter Stunde kommen? Rasch hüllte sie den Kleinen in das große Badetuch, rieb ihn trocken und legte ihn auf sein Bettchen. Dann ging sie, um zu öffnen. Mühsamen Schrittes kam eine dunkle Gestalt in der Heimattracht die Treppe herauf. „Mutter”, rief Eveline und flog ihr um den Hals. Die Mutter barg das Gesicht an der Schulter der Tochter und brach in Schluchzen aus.

„Was ist, Mutter, was ist?“ Tief erschrocken zog sie die Weinende ins Zimmer, geleitete sie zu einem Sessel und wiederholte angstvoll: „Was ist, Mutter? Was ist?”

„Der Vater? - Tot, Mutter?"

Die Mutter schüttelte den Kopf. Eveline stürzten die Tränen aus den Augen. Die Kinder schmiegten sich ängstlich an sie. Da raffte die Mutter sich zusammen und berichtete: „Er ist heute früh die Kellertreppe hinuntergestürzt und ist schwer verletzt.“ — Ja, der Unglückliche war — wie leider so manches Mal in letzter Zeit — die Nacht hindurch hinter dem Glas am Tisch sitzengeblieben trotz wiederholten Zuredens seiner Frau, die sich schließlich gelegt hatte. Gegen Morgen war sie durch einen dumpfen Krach geweckt worden. Sie hatte ihren Mann in schlimmem Zustand unten an der Kellertreppe gefunden. Er hatte wahrscheinlich Wein holen wollen. „Wir haben ihn soeben ins Krankenhaus gebracht”, setzte die Mutter endlich ihren Bericht fort.

„Wie steht es?" fragte Eveline hastig.

„Ich weiß es nicht“, erwiderte die Mutter, „erst heute abend können die Ärzte Bescheid geben.”

Eveline hatte den Arm um ihre Mutter gelegt. Beide schwiegen und weinten leise. Dann erhob sich die Tochter und besann sich auf ihre Kindespflicht. Es gelang ihr, der Mutter ein warmes Frühstück aufzunötigen, und durch liebevolles Zureden brachte sie es zustande, daß die Mutter sich etwas ausruhte, während sie ihren häuslichen Geschäften nachging.

Gegen Abend begleitete Eveline ihre Mutter ins Krankenhaus. Nach bangem Warten ward ihnen endlich der Bescheid, der Vater sei in einen Gipsverband gelegt worden. Es handle sich um einen Schenkel- und Armbruch zunächst. Dann befürchte man, daß auch die Wirbelsäule irgendwie verletzt sei. Man hoffe aber, ihn am Leben zu erhalten, wenn keine inneren Verletzungen ernsterer Natur sich bis zum nächsten Tag feststellen ließen. - -

Es war einige Tage später. In einem hohen, lichten Krankenzimmer erwachte der übelzugerichtete Kronenwirt. Er konnte kein Glied rühren. Sein mächtiger Körper war wie in einen Schraubstock eingespannt. Rasende Schmerzen durchzogen seine Glieder. Nach und nach gelang es ihm, das Geschehene wieder ins Gedächtnis zurückzurufen. Er war gestolpert und die Kellertreppe hinabgestürzt, die er doch schon unzähligemal im Dunkeln auf- und abgestiegen war. Warum war er gestolpert? — Er war nicht mehr so ganz nüchtern gewesen. Wie oft war ihm das passiert in letzter Zeit? — Warum? — Er knirschte mit den Zähnen: Eveline! — Ohnmächtiger Zorn kochte in ihm auf. — Da klopfte es. Leise öffnete sich die Tür. Eine schmale, schlanke Gestalt schlüpfte herein. Wer war dieses junge Ding mit der Flechtenkrone? Nun suchten ihre Augen angstvoll fragend die seinen.

„Vater", flüsterten die Lippen.

Da erkannte sie der Kranke. Mit wildem Ruck wandte er den Kopf zur Wand, da er den übrigen Körper nicht rühren konnte. „Weg! Fort! Fort!“ stieß er zwischen den Zähnen hervor. Draußen vor der Tür brach Eveline in bitteres Schluchzen aus. Eine Schwester ging vorüber. „Weinen Sie nicht so, liebes Kind”, sagte sie freundlich, „Ihr Vater wird, so Gott will, wieder gesund."

„Er will mich nicht sehen!" jammerte Eveline.

Die Schwester sah sie prüfend an: „Er will Sie nicht sehen? Haben Sie ihm etwas angetan?“ — Eveline schüttelte den Kopf. — „Warten Sie, ich werde mit ihm sprechen. Kommen Sie morgen wieder! Aber Sie dürfen ihn nicht aufregen. Nur um Verzeihung bitten.” Eveline ging.

Die Schwester trat ins Krankenzimmer. Sie ordnete dies und das. Dann wandte sie sich zum Kranken: „Wie geht es, Herr Walter? Sehr Schmerzen?“ Der Kranke stöhnte. Die Schwester fuhr fort: „Ganz still liegenbleiben! So Gott will, wird’s wieder gut! Aber freilich, garantieren kann niemand. Es ist gut, man denkt auch daran, daß es anders kommen könnte. Wenn Sie noch etwas zu ordnen oder sich zu versöhnen haben, zögern Sie nicht!”

Leise, wie sie gekommen war, ging die Schwester wieder. Ihre letzten Worte blieben in der Seele des Kranken haften. Sie entfesselten in ihm einen Sturm, wie er ihn noch nicht erlebt hatte. Gedanken und Empfindungen fingen an, sich zu streiten.

„Anders? Anders? Anders?“ Es war, als gäben die Wände das Echo des schrecklichen Wortes zurück. „Weißt du, was das heißt, Kronenwirt: anders? — das heißt: Sterben! Du könntest sterben müssen, Kronenwirt!” —

„Sterben müssen wir alle einmal, jetzt oder später. Was liegt daran? Oberhaupt bei einem Leben wie in der letzten Zeit", sagte eine Stimme in ihm.

„Und was kommt danach?" fragte eine andere Stimme.

„Nichts! Nach dem Tod ist alles aus!"

„Bist du dessen sicher, ganz sicher, Kronenwirt?"

„Ganz sicher. Denn an den Teufel glaube ich nicht. Und an Gott? An Gott auch nicht."

„An den Teufel, glaubst du nicht? Wer hat dich denn getrieben all die Tage her, von einem Glas zum anderen, bis du in den Keller stürztest? Und wer hat damals deine Hand mit der Peitsche geführt? So, so! An den Teufel glaubst du nicht?" Der Kronenwirt stöhnte.

„Und wer hat denn wohl dieses Kind, die Eveline, so völlig umgewandelt, daß ihr eigener Vater sie nicht mehr kennt? Ist das nicht am Ende doch Gott?" Wieder stöhnte der Kranke.

„Und wenn es nun doch einen Teufel gibt? Und doch einen Gott? Zu welchem von beiden wirst du dann gehen, Kronenwirt, wenn es mit dir nun anders wird? Zu einem von beiden nur. Nur zu einem!"

„Eveline, Eveline!" schrie plötzlich der Kranke auf. Aber Eveline hörte ihn nicht. Eveline kniete in diesem Augenblick vor ihrem Lager. Ihre gemarterte Seele schrie zu Gott. Sie schrie um Erbarmen für ihren armen, unglückseligen Vater. Und auch um Erbarmen für sich selbst.

Am nächsten Tag zur gleichen Stunde wanderten die Augen des Kranken unaufhörlich hin und her zwischen Uhr und Tür. Endlich klopfte es leise, und wieder glitt die schmale Gestalt herein. Wieder suchte ein flehendes Augenpaar den Blick des Vaters. Gott sei Dank! Es war kein Haß, keine Ablehnung mehr darin zu lesen, nur Not und Qual, abgrundtiefe Qual.

„Durst — Durst!“ stöhnte der Kranke. Da legte sie das Paket aus ihrem Arm zur Seite und entnahm der Hülle eine köstliche fremdländische Traube. Beere um Beere ließ sie zwischen die ausgetrockneten Lippen des Kranken gleiten. Er nahm sie gierig. „Gut — gut!” sagte er endlich aufatmend.

Eveline traten die Tränen in die Augen. „Ich möchte dir so gern Erquickung bringen, Vater!" sagte sie herzlich. Wieder traf sie dieser abgrundtiefe Blick der Qual.

Sie nahm eine zweite Traube, und wieder wanderte Beere um Beere denselben Weg. Dann ordnete sie einige weiße Chrysanthemen in einer schlanken Vase so, daß der Blick des Kranken ohne Anstrengung darauf ruhen konnte. Nun setzte sie sich lautlos auf einen Stuhl neben das Krankenbett. Ihre Seele schrie zu Gott; doch sie wagte nicht, mehr zu sprechen. Scheu legte sie ihre Hand auf die Hand des Kranken, die zusammengekrampft auf der Decke lag. Doch da sie spürte, wie er zusammenzuckte, zog sie rasch ihre Hand zurück.

„Morgen komme ich wieder", sagte sie nach einigen Minuten und beugte sich über den Kranken. Er nickte.

Von diesem Tag an wiederholte Eveline ihre Besuche täglich. Jeden Abend, sobald ihre Herrin aus der Schule zurück war, fuhr sie die kurze Strecke zur Klinik. Sie brachte dem Kranken an Erquickung, was sie nur ersinnen konnte. Sie merkte wohl auch, wie sehr er sie erwartete.

Mit der langsam fortschreitenden Besserung änderte sich sein Gesichtsausdruck. Ein freundlich aufleuchtender Blick empfing sie. Dann gab er sehr knappen Bescheid über sein Ergehen. Sie versuchte, ihm zu erzählen, was ihn interessieren und erfreuen konnte. Aber es war merkwürdig, wie schweigsam der einst so redselige Mann geworden war. Sie wagte es auch, ihm die Tageslosung nach der Lese der Brüdergemeine vorzulesen, aus der sie selbst täglich Kraft und Wegleitung schöpfte. Dann schloß er gewöhnlich die Augen. Was mochte in seinem Inneren vorgehen? Sie konnte ihn nur inbrünstig immer wieder der Gnade Gottes empfehlen. —

Eines Tages kam ihr der Gedanke, die beiden Kleinen, Lili und Klausi, mitzunehmen. Und siehe da, unter dem köstlichen Kindergeplauder löste sich langsam die seelische Erstarrung des Kranken. Sie waren auch gar zu herzig, die beiden, in ihrem so ausdrucksvollen Mitleid. Mit großen fragenden Augen standen sie zu beiden Seiten des Krankenbettes. Vorsichtig faßten sie seine Hände.

„Tut’s dir noch arg weh, Großpapa, wo du gefallen bist? Aber gelt, du stirbst nicht? — Nein, nein, du wirst wieder gesund! Wenn der Heiland da wäre, der würde dich ganz schnell gesund machen. Weißt du, was Er sagen würde? — Steh auf, nimm dein Bett und geh heim! — Weißt du, so wie bei dem Mann, den sie durch die Decke heruntergelassen haben." Und nun folgte im Zwiegespräch, von lebhaften Handbewegungen begleitet, die ganze Geschichte.

Der Frohsinn der Kinder, ihre übersprudelnde Heiterkeit wirkte ansteckend auf den Kranken. Zum erstenmal sah Eveline ein Lächeln über seine Züge gleiten, als Klausi ihm mit seinen weitausgestreckten Ärmchen zeigen wollte, wie er es anfangen müßte, um sein Bett heimzutragen.

Am nächsten Tag mußte die Bilderbibel der Kinder, ein Geschenk Evelines, mit ins Krankenhaus. Und der Kranke mußte die Bilder besehen.

Dann kam das Adventshäuschen an die Reihe. Es mußte auf das Tischlein des Kranken gestellt werden. Nun hatte der Kranke die Augen zu schließen. Ein Händchen von Klausi und ein Händchen von Lili halfen dabei. Eveline mußte das Kerzenstümpchen im Häuslein anzünden, und jetzt durfte der Kranke die wunderbare Beleuchtung sehen, die Lädchen, die bereits geöffnet waren, die anderen, die noch geheimnisvoll ihre Verheißung verbargen. Gemeinsam öffneten dann die Kinder das Lädchen des heutigen Tages, und — der Kranke konnte den Spruch lesen. Es trieb Eveline unwillkürlich die Tränen in die Augen, als die rauhe, unbeholfene Stimme des Vaters die Worte las: „Herr, ich warte auf Dein Heil!"

Es wurde schließlich auch ein liebliches Weihnachtsfest am Krankenbett gefeiert. Die Kinder zündeten dem Kranken ein Bäumlein an, das sie mit eigenen Kunstwerken geschmückt hatten: versilberte Nüsse und geschnittene Goldsterne. Abwechselnd sagten sie dem aufmerksam Lauschenden die heiligen Worte der Weihnachtsgeschichte. Eveline mit ihrer Mutter, die von Aadorf hergekommen war, stimmten mit ein in das: „Freue, freue dich, o Christenheit!" — Als aber der Kronenwirt selbst seine kleinen Weihnachtsüberraschungen auspackte, die er sich durch die Schwester hatte besorgen lassen, und plötzlich ein Auto vom Bett zur Tür sauste, ja, da gab es sogar richtigen Festtagsjubel im Krankenzimmer. —

Das neue Jahr brachte ganz allmählich die so lang ersehnte Genesung. Es kam der Tag, in dem der Kranke zum erstenmal im Sessel sitzen durfte. Dann wurden mit Hilfe des kräftigen Wärters erste, ach so mühsame Gehversuche unternommen. War dieser so hilflose, so schwerfällige Mann wirklich der einst so stattliche Kronenwirt? Zunächst würde er ja an Krücken gebunden sein; aber später, später, so tröstete der Arzt, würde er mit Hilfe eines Stockes und sogar — wer weiß — auch ohne gehen können.

Nun saß der Kranke manche Stunde nachdenklich am Fenster. Sein Blick glitt über die dunklen Tannen, über die kahlen Bäume des Spitalgartens hinweg in die Ferne. War er zu Hause in der „Krone"? Gingen seine Gedanken in die Vergangenheit? Versuchten sie, in die Zukunft einzudringen? —

Heute war ein rechter Vorfrühlingstag im Februar. Es war schulfrei, Eveline war darum allein und schon am Morgen zu einem kurzen Besuch gekommen. Nun saß sie neben dem Vater, und beider Blicke wanderten durch das für einige Minuten weitgeöffnete Fenster in den keimenden Frühling hinaus. Da trat der Arzt ein, der in dieser Stunde seine tägliche Runde machte. Freundlich wandte er sich zu dem Kranken, nahm ihm die Decke von den Knien und ließ ihn einige Schritte mit seinen Krücken versuchen. Dann hüllte er ihn sorglich wieder ein, klopfte ihm auf die Schulter und sagte: „Soweit hätten wir’s nun geschafft! Ich glaube, wir dürfen an die Heimkehr denken! Aber eins will ich Ihnen sagen, Kronenwirt“ — er sah den Kronenwirt mit gut gespieltem Ernst drohend in die Augen und hob den Finger — „Sie werden mir ja nicht an Fastnacht einen Bärentanz aufführen! Und auch das Weinholen im Keller werden Sie bleibenlassen! Das kann auch das Töchterlein an Ihrer Stelle besorgen!” Er nickte Eveline zu und verschwand mit eiligen Schritten.

Als der Arzt gegangen war, sah der Vater zur Tochter hinüber. Eine jähe Röte war über Evelines Stirn geflogen. Sie sah den Vater nicht an. Aber der Kronenwirt ahnte nur zu gut, was in ihr vorging.

„Eveline“, sagte er, „hast du gehört, was der Arzt sagte?”

„Ja, Vater." Schwer lasteten einige Minuten des Schweigens über den Seelen, die sich zueinander tasteten.

„Bist du bereit, wieder nach Hause zu kommen?" Das war die Frage, die Eveline schon so viele Wochen im Herzen bewegte, auf die sie längst die Antwort gefunden hatte.

„Ja, Vater“, sagte sie schlicht. Und wieder schwiegen sie beide. Zitterte das Herz Evelines vor der Zukunft, die der Arzt mit zwei kräftigen Strichen vor ihr aufgerissen hatte? — Ach nein, sie wußte wohl: Der Vater würde nicht mehr von ihr verlangen, was sie nicht tun konnte. Wie es aber werden sollte, das wußte sie auch nicht. Ach hätte sie doch im Herzen ihres Vaters lesen können! Ja, hätte sie ahnen können, daß der Kronenwirt in diesen lieblichen Frühlingstagen in aller Stille das schwerste Werk seines Lebens vollbracht hatte: Er hatte ein tiefes, tiefes Grab gegraben. Und in dieses dunkle Grab hatte er die „goldene Krone” von Aadorf versenkt. Nun aber gab er sich einen Ruck. „Eveline“, hob er an, „wenn wir nun ...” Er kam nicht weiter. Der Atem versagte. „Wenn wir nun“, wiederholte er, und er nahm einen gewaltigen Anlauf, „wenn wir nun die Gastwirtschaft schließen und einen Kaufladen aufmachen, willst du dann Kaffee und Zucker wiegen und Öl und Heringe?”

Eveline brauchte ein paar Herzschläge, bis sie begriff. Dann machte ihr übervolles Herz sich Luft mit den Worten: „Tag und Nacht, wenn du es haben willst!"

Sie glitt von ihrem Stuhl an seiner Seite nieder. Bebend barg sie ihr Antlitz in der Decke, die seine Knie umschlang. Sie faßte nach seiner welken, herabhängenden Hand — und küßte sie.

Rasch wollte der Vater sie ihr entwinden. War es doch die harte, die böse, die grausame Hand gewesen! Nein, die verdiente wirklich keinen Kuß!

Aber Eveline hielt sie in ihren jungen, kräftigen Händen fest und schmiegte ihre tränenfeuchte Wange dran. Zwei große Tränen rollten auch langsam in des Vaters Bart. Es waren die ersten seit seiner Mutter Tod, die Eveline nicht gekannt hatte. Weinte er dem Glanz der versunkenen Krone nach?

Da hob die Schwarzamsel das Köpfchen. Ein seliges Leuchten brach aus den tränenschimmernden Augen. Ihr Blick glitt hinaus in die frühlingsahnende Welt, hinauf über die dunklen Tannen, in denen erstes Amselgezwitscher sich regte.

Ihr war, als dürfe sie niedersinken vor dem goldenen Thron und als dürfe, ja müsse sie einstimmen in den Chor derer, die „gekommen sind aus großer Trübsal und haben ihre Kleider gewaschen und helle gemacht in dem Blute des Lammes".